

Zeitschrift: Zoom-Filmberater
Band: 31 (1979)
Heft: 3

Rubrik: TV/Radio-kritisch

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

TV/RADIO-KRITISCH

So klug als wie zuvor: Gewalt im amerikanischen Fernsehen

Wer vieles bringt, bringt manchem etwas. Den Satz muss Wolfgang Bösgen vor Augen gehabt haben, als er seine Sendung «Alpträume frei Haus» für das ZDF (Sonntag, 21. Januar, 21.15 Uhr) zusammenstellte. Es ging Bösgen um seine Beobachtungen, wie im amerikanischen Fernsehen Gewalt dargestellt wird und welche Diskussion sich in den USA um dieses Problem entsponnen hat. Die Sendung wurde zu einem Sammelsurium von mehr oder weniger wichtigen Informationen zu dem Thema. (Ich musste mir die Sendung zweimal, stellenweise sogar dreimal anschauen, um alle Informationen einigermaßen mitzubekommen – allerdings mit der trüben Feststellung, dass kaum eine Information die andere voraussetzte oder notwendig nach sich gezogen hätte.)

Zusammengefasst die paar wichtigsten Aussagen: Während zweier Wochen beobachtete Bösgen Fernsehkrimis auf verschiedenen amerikanischen Kanälen. Dabei registrierte er acht Verhaltensmuster, die in den Filmen anscheinend regelmässig wiederkehren: 1. der Angstschrei des Opfers, 2. die Falle, 3. die Verfolgungsjagd, 4. das Duell mit den Fäusten, 5. das Duell mit den Waffen, 6. das Duell im Weltall, 7. das Auftauchen eines «Schreckensmannes» und 8. das Vorkommen sogenannter «harter Girls». An diese Feststellungen hätten sich nun einige weiterführende Gedanken und Fragen knüpfen lassen. Zum Beispiel: Wieso denn Fernsehriminalität überwiegend Gewaltdarstellung ist, während der grössere Teil der tatsächlichen Kriminalität (kleinere Eigentums-, Vermögens- oder Verkehrsdelikte) und Wirtschaftskriminalität in den Massenprogrammen praktisch nicht vorkommen. Warum also vor allem Kriminalität im Fernsehen, die von der Mehrheit der Zuschauer anhand eigener Erfahrungen nicht überprüft werden kann und die den Täter meistens in den Bereich der Anonymität rückt?

Aber um etwas Tiefgang ging es Bösgen nicht. Er beobachtete weiter: In New York gibt es eigens eine Firma, die sich auf aktuelle Fernsehberichterstattung über Mord, Katastrophen, Unfälle und Verbrechen spezialisiert hat. «Action Movie News», so der Name des Unternehmens, holt mit seiner Berichterstattung sozusagen die Wirklichkeit ein; seine Reporter sind dabei, wenn Menschen aus dem Fenster springen, wenn Häuser niederbrennen – Journalismus als Showgeschäft!

Aber Bösgen ging es um das Darstellen *erfundener Gewalt*. Er stellte fest, dass aufgrund der öffentlichen Auseinandersetzungen die Zahl der Gewaltdarstellungen im Fernsehen zurückgegangen seien: Die eine der drei grossen privaten US-Fernsehanstalten habe in der vergangenen Saison nur noch 31 Gewaltakte pro Woche gezeigt, weniger als je zuvor. Tatsächlich scheinen sich die Produzenten dem Druck der Eltern- und Konsumentenvereinigungen nicht ganz entziehen zu können. Wie diese haben sie begonnen, über alle Szenen, die Gewalt darstellen, Buch zu führen: wieviele Sekunden, wieviele Minuten sind es, welche Waffen werden verwendet, usw.

George Gerbner, Kommunikationsforscher in Philadelphia, legt den Zeigfinger nun aber wieder auf einen neuen Akzent: es gehe nicht mehr nur darum, *wieviel* Gewalt dargestellt werde, sondern auch *in welcher Art* man sie für den Bildschirm aufbereite. Bei dieser lakonischen Aussage liess Bösgen die Sache bewenden. (Wer sich in dieser Frage und über das Problem der einseitigen Kriminalitätsdarstellung im Fernsehen – und deren gesellschaftspolitischen Folgen – besser informieren will, hält sich vorzugsweise auf bereits veröffentlichte Literatur, zum Beispiel an Marlene Steinhilbers, «Kriminalität im Fernsehen», Stuttgart 1977.)

Anschaulich illustrierte Bösgen, wie in den beliebten Kindersendungen am Samstagvormittag (mit rund 16 Millionen Zuschauern) für gewaltträchtige Abendprogramme

geworben wird, wie Tarzan, Jaws und Gruselszenen auch hier den Angst- und Spannungskitzel aktivieren sollen. 18 000 Morde und 350 000 Werbespots, sagt man, habe ein 18jähriger Schulabgänger in seinem Leben in den USA bereits gesehen – «dank» dem Fernsehen. Ein Rechtsanwalt in Miami hatte im Herbst 1977 versucht, die Schuld dafür, dass ein Jugendlicher eine ältere Frau umgebracht hat, dem Fernsehen zu geben; ohne Erfolg, wie wir aus den Zeitungen wissen. So einfach wird es wohl auch nicht sein. Aber viel mehr als das, wissen wir auch nach dieser Sendung nicht.

Rolf Käppeli

Neu bei Radio DRS

«Das Radiophon»: Telephonspiel ohne materiellen Gewinn

Ganz reizvoll ist es, das Telephonspielchen, mit dem Radio DRS I am Samstagmorgen zwischen 16.05 und 17.00 Uhr seine Hörer erfreut, und sympathisch zudem, weil es nicht nur zum Zuhören, sondern auch zum Mitmachen ermuntert. Wer allerdings den grossen Gewinn sucht, der lässt das Mitspielen lieber bleiben: Je besser einer die von einem als Gast geladenen Redaktor gestellten Fragen zu beantworten weiss, desto stärker wird seine Telephonrechnung belastet. Wer nämlich seinen Spielpartner an Wissen übertrifft, kommt eine Runde weiter und bleibt am Draht. Der PTT-Impulszähler tickt munter weiter, während sich der Verlierer als Trost eine Platte aus den Bereichen Unterhaltung, volkstümliche Musik oder leichte Klassik wünschen darf. Zwar gewinnt, wer, glaub ich, fünf Runden weiter kommt, einen Telefongutschein. Doch dies gelingt nur einsamen Glückspilzen. Aber beim «Radiophon» spielt man nicht um materiellen Gewinn, sondern zum Plausch mit. Das gilt auch für jenen nahezu jeden Samstag zu hörenden jungen Mann, der das nicht ganz alltägliche Steckenpferd hat, mit irgend einem faulen Trick die Trägheit des Wählvorganges zu überwinden und schneller als andere Kandidaten die Linie ins Radiostudio zu besetzen.

Ein Redaktor irgend einer schweizerischen Zeitung oder Zeitschrift also stellt Fragen an zwei Kandidaten. Können beide richtig antworten, oder wissen sie keinen Bescheid, gibt eine Schätzfrage den Stichentscheid. Der Gewinner kommt, wie gesagt, eine Runde weiter, der Verlierer wünscht sich Musik. Ein Moderator – Peter Bühler, Robert Brendlin und Hans-Ulrich Probst wechseln sich in der Betreuung der Sendung ab – plaudert dazwischen mit dem Gast, aber auch mit den Kandidaten, stellt sie vor und sorgt zwanglos für die Einhaltung der Spielregeln. So einfach ist das Konzept, dass es kaum einer Erklärung bedarf, dass jeder, der zuhört oder mitspielt, sofort begreift, um was es geht. Und überdies garantiert es für eine lockere Mischung von Musik und Plauderei.

Man möchte das Telephonspielchen als einen hübschen Farbtupfer im DRS-Radioprogramm sozusagen rundherum feiern, wiese es nicht einige Unarten auf, welche die Freude doch entscheidend dämpfen. «Sie sind ja an Kürze gewöhnt; können Sie Ihre Zeitung den Hörern in einer Minute vorstellen?», fragte einer der Moderatoren jüngst seinen Gast. Warum denn eigentlich dieses Tempo des Gehetzten? Der Gast, der jeweilige Zeitungsredaktor, ist doch gewissermassen die Attraktion der Sendung. Etwas mehr über ihn und seine Zeitung möchte der Hörer schon erfahren, auch wenn das Ganze nicht zu einer Talk-Show, sondern allenfalls eben zu einem Small-Talk, zu einer kleinen Plauderei führen soll. Etwas Fleisch gehört auch in einer Sendung, die sich bewusst bescheiden gibt, an den Knochen. Mit Versprechungen – «Wir kommen am Schluss der Sendung noch einmal auf Ihre Arbeit zu sprechen» –, die nicht eingelöst werden, ist dabei allerdings kein Staat zu machen.

Als käme es in dieser in erster Linie unterhaltenden Sendung darauf an, ein möglichst grosses Pensum an Fragen durchzupauken, wird – eine weitere Unart – die von den verlierenden Mitspielern gewünschte Musik immer wieder ausgeblendet. Abgese-



Die Moderatoren des «Radiophons» (von links): Peter Bühler, Robert Brendlin und Hans Ulrich Probst.

hen davon, dass dieses Vorgehen nicht eben von grossem Anstand gegenüber den Mitspielern zeugt – es sei denn, man wolle die Telefonrechnung des im Spiel verbleibenden Gewinners schonen –, ist es auch ein Verstoss gegen die Konzeption der Sendung, in welcher die Musik ja nicht nur eine Begleitfunktion hat, sondern tragendes Element ist. Dies müsste übrigens, dies sei nur nebenbei erwähnt, auch bei der Musikauswahl noch konsequenter beachtet werden.

Natürlich lässt sich beim «Radiophon» das Risiko nicht ganz ausschliessen. Das Unberechenbare macht den Reiz dieser Sendung zu einem nicht unwesentlichen Teil mit aus. Die live moderierte Sendung weist eine ganze Reihe von Stolperdrähten und Fallgruben auf. So weiss der Moderator nicht zum Voraus, wer seine Mitspieler sind und wie sie reagieren, und auch der Studiogast bleibt mehr oder weniger eine unbekannte Grösse. Wenn es beispielsweise dem Spielleiter einen Redaktor ins Studio schneit, der aus der Fragestellerei einen mit Bierernst betriebenen Schulunterricht entwickelt, bei dem er neben Zensuren an die Mitspieler auch noch Nachhilfeunterricht erteilt, dann wird es recht schwierig, die Sendung noch zu retten. Mit solchen «Zwischenfällen» muss gerechnet werden, und sie sind auch schon vorgekommen. Im allgemeinen waren ihnen die Moderatoren gewachsen. An Reaktionsvermögen und Schlagfertigkeit scheint es ihnen weniger zu mangeln als an jenem wichtigen Fingerspitzengefühl, das der Sendung jene Spritzigkeit vermittelt, die man heute noch ein wenig vermisst. Das «Radiophon» ist noch zu brav, als dass es wirklich zum Hit werden könnte. Möglich, dass auch die Mitspieler sich noch zu wenig bewusst sind, welche Möglichkeiten die Sendung ihnen eröffnet. Zu sehr noch warten sie am anderen Ende des Drahtes lammfromm auf Fragen und Verdikte, statt sich gelegentlich mit Moderator und Gast in ein Gespräch zu verwickeln. Die kleinen Gespräche des Spielleiters mit dem «Kandidaten» über Wetter, Beruf oder Freizeitbeschäftigung geraten dadurch just zu jener Einweg-Kommunikation, die das «Radiophon» von seiner Anlage her eigentlich zu überwinden versucht.

Belastet ist das «Radiophon» überdies mit einer Hypothek, für die es nichts kann. Es muss – bedingt durch die Strukturplanänderung – «in Konkurrenz» zu einer Sendung antreten, die sich in den letzten Jahren stark profiliert und ein treues Stammpublikum gefunden hat. Gemeint ist «5 nach 4», das Musikmagazin, das Ende 1978 ersatzlos gestrichen wurde. Dieser brillant moderierten Sendung, die wie wohl keine andere den Ton für ein junges, nicht bloss auf den reinen Konsum ausgerichtetes Publikum gefunden hat, trauern viele noch immer und zu Recht nach. Das «Radiophon» kann die entstandene Lücke nicht auffüllen, weil es von seiner Konzeption her etwas ganz

anderes will. Dennoch ist es dem Vergleich mit «5 nach 4» ausgesetzt – zumindest vorläufig noch. Dem unterhaltenden Telephonspiel, bei dem sympathischerweise auch der Verlierer ein Gewinner ist, wäre eine etwas bessere Voraussetzung zu wünschen.

Urs Jaeggi

BERICHTE/KOMMENTARE

Forum des afrikanisch-arabischen Films

Bericht über die Filmtage von Karthago/Tunesien

Mit einmonatiger Verspätung fanden die 7. Filmtage von Karthago doch noch statt. Technische Gründe hätten die Terminverlegung bedingt, hiess es offiziell: Zum Beispiel, dass viele Regisseure nur über eine Kopie ihres neusten Films verfügten, die sie auch zu den gleichzeitig stattfindenden Festivals von Paris und Mannheim (hier lief sogar eine Retrospektive des afrikanisch-arabischen Films) angemeldet hätten. Doch ausser den Prozessen gegen 24 Arbeiterführer war zumindest noch ein weiterer nicht technisch bedingter Grund für die Verlegung verantwortlich: der Boykottaufruf der tunesischen Filmemacher, Filmamateure und Filmklubs. Deren drei Interessenverbände hatten in einem an die arabischen Filmemacher verschickten Manifest angekündigt, den Filmtagen fernzubleiben, da die Regierung die von den Cineasten geforderte Kinoreform noch immer nicht in Angriff genommen habe. Kernstück der Forderung ist eine Herabsetzung der noch aus dem Kolonialismus stammenden, enorm hohen Kinosteuer für einheimische Produktionen.

Afrikas grösstes Filmfestival, in Tunesien veranstaltet, und ohne tunesische Beteiligung... Diese Vorstellung beunruhigte die Staatspresse des Landes ebenso wie die afrikanischen und arabischen Filmemacher. Letztere fürchteten um *ihr* Festival. Denn die Filmtage von Karthago haben sich stets als militantes Gegenstück zu europäischen Filmfestivals verstanden. Liefern diese nur allzuoft den Rahmen für die Selbstbespiegelungen von Filmregisseuren und Filmstars, so erheben die Karthagoer Filmtage den Anspruch, für die afrikanischen und arabischen Filmarbeiter ein Forum des Austauschs, der Diskussion und natürlich der Vorführung ihrer Filme zu sein. Für die Afrikaner sind sie oft der einzige Ort, an dem sie ihre Werke abspielen können – sei es, weil sich die nationalen Märkte fast völlig in den Händen US-amerikanischer und französischer Filmfirmen befinden, sei es, weil eine strenge Zensur die Entfaltung nationaler Kinematographien behindert.

Festival-Gründer Tahr Cheriaa, nach achtjähriger Absenz wieder in die Festivalorganisation aufgenommen, versicherte denn auch, dass «die Filmtage von Karthago objektiv eine antiimperialistische Kulturveranstaltung bleiben». Gerade in diesem Jahr hatte man einiges unternommen, damit ähnlich skandalöse Vorfälle wie 1976 sich nicht wiederholen sollten. Damals war zum Beispiel unter dem diplomatischen Druck Marokkos der mauretanische Regisseur Med Hondo mit seinem neuen Film über Leben und Kampf des sahrauischen Volkes in der West-Sahara nicht nach Karthago eingeladen worden, obwohl er als Preisträger von 1974 sogar hätte in der Jury sitzen müssen. Statt Funktionäre des Kulturministeriums sassen diesmal Filmexperten in der Festivalkommission. Die Filmemacher konnten unabhängig von der offiziellen Präsentation der einzelnen Staaten ihre Arbeiten in Karthago einreichen.

Plattform für brisante Filme

Vor diesem Hintergrund erwies sich der Boykottaufruf als ein Akt der Verzweiflung, eine Art letztes Mittel, nach jahrelangen vergeblichen Eingaben an die zuständigen Ministerien endlich eine Reform der Kinosteuer zu erzwingen. Die Berechtigung der Forderung war auch unumstritten. Dennoch schien es einigen tunesischen Filmema-